

Einleitung

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen – liebe Kollegen,
sehr geehrte Vertreter des Dekanats,
liebe Familien und Freunde,
liebe Gäste!

Beginn des Studium und Vorklinik

Für die meisten von uns begann das Studium vor sieben Jahren im Oktober 2004. In der Einführungswoche trafen wir uns im Studentenhaus auf dem Campus, dem KOMM, das gerade vor einer Woche abgerissen worden ist. Manche kamen aus Frankfurt oder dem Rhein-Main-Gebiet, manche nicht. Und die meisten von denen, die von weit her nach Frankfurt gekommen waren, hatten nie im Sinn in die Metropole am Main zu kommen. Sie waren Opfer der ZVS, die uns quer durchs Land geschickt hatte.

Eine neue Stadt, neue Menschen, Neues zu lernen, doch ohne Schonzeit ging es schon am vierten Tag unseres Studiums in die Anatomie. Das war ein großer Saal, in dem uns das Formalin in den Augen brannte und den Mund trocken machte. Dann standen wir da: vor einem Menschen, der nicht mehr ist. - Wie geht man damit um? Respekt, vielleicht auch Angst vermischten sich mit Schwindel zu dem einen oder anderen Kreislaufzusammenbruch.

Noch lebhaft in Erinnerung ist uns der glatzköpfige Anatom mit Totenkopf-T-Shirt, der uns mit bunten Kreidezeichnungen und mit sprudelnder Begeisterung in die Anatomie und die Grundprinzipien der akademischen Tugenden einführte: cum tempore bedeutet, man kommt eine viertel Stunde zu spät

Tag für Tag prasselte Wissen auf uns ein, Anatomie, Histologie, Biochemie, Biologie – was sollten wir mit dem ganzen Wissen anfangen? Manche fanden einen Sinn, manche nicht. Am ehesten war es vielleicht die Physiologie, die uns anschaulich lehrte, warum wir hören, sehen, riechen – oder auch nicht; wie der Blutdruck zustande kommt und der Herzschlag. Endlich fanden wir einen Bezug zwischen dem theoretischen, naturwissenschaftlichen Wissen und dem, was wir werden wollten: Ärzte.

Physikum und Klinik

Dann kam im Sommer 2006 die Fußballweltmeisterschaft der Männer nach Deutschland: das Sommermärchen, das eine Nation verzückte - und leider gleichzeitig für viele von uns das Physikum.

Die Vorklinik war ein Hürdenlauf voller Prüfungen und Schikanen, kaum einer, der am Ende dieser dicht gepackten zwei Jahre noch seine Hobbys auslebte, der nicht Freunde und Familie vernachlässigt hat. - Das war auszuhalten, denn in der Klinik, so sagte man uns, würde alles besser. Das traf den Nagel erwartungsgemäß nicht ganz auf den Kopf, aber zum Beispiel der Tonfall änderte sich merklich. In Seminaren waren wir jetzt auf einmal „die jungen Kollegen“. Auch fanden wir wieder mehr Zeit für die wirklich wichtigen Dinge im Leben: Freunde, Familie, Hobbys. Bei dieser Aufzählung nicht zu vergessen sind die Fachschaftsparties im KOMM, Glühweinabende auf dem Weihnachtsmarkt oder der ein oder andere Apfelwein in Sachsenhausen, die erheblich zu einer ausgeglichenen Lern-Life-Balance beitragen.

Natürlich gab es aber auch im klinischen Studienabschnitt dicht gedrängte Vorlesungen. Die Klausuren waren chaotisch, die Praktika mal spannend und lehrreich, mal unerträglich und überflüssig.

Lichtblicke waren die Aha-Erlebnisse, die Selbstversuche in der Vorlesung Rechtsmedizin und die humoristisch anmutenden Vorlesungen über das Mantelzelllymphom der Tonsille.

Entwicklung

Wir haben uns weiter entwickelt. Die Universität hat sich weiter entwickelt. Der Großteil von ihr ist von Bockenheim hier ins Westend gezogen - mit seinen geschichtsträchtigen und modernen und elitären Gebäuden. Heute dürfen auch wir des Fachbereichs Medizin einmal davon profitieren. Aber auch unser Fachbereich hat sich weiterentwickelt – baulich wie inhaltlich: so finden die Hauptvorlesungen derzeit in einem Zelt statt, zusätzliche Klausuren und moderne, effiziente Prüfungsformen wurden eingeführt. Praktische Prüfungen, so genannte OSCEs etabliert. Elektronische Klausuren wurden eingeführt – und wieder abgeschafft – und wieder eingeführt und wieder abgeschafft. ... der Ausstieg vom Ausstieg vom Ausstieg ...

Ausblick

Wir haben uns entwickelt und mit zunehmendem Wissen Verantwortung übernommen. Gerade das letzte Jahr, das praktische Jahr und die Examensvorbereitung haben unseren Blick geschärft, Krankheiten auf dem ersten Blick zu erkennen. Diese Blickdiagnosen begleiten uns – leider auch in der Innenstadt, im Supermarkt und in der Straßenbahn.

Ja, und mit dem Examen war es das dann mit dem Studium, die sieben Jahre waren letztlich doch recht schnell und abrupt vorbei.

Nun stellt sich für uns alle die Frage: Was jetzt? Wie sieht denn ein Leben als Arzt oder Ärztin wirklich aus?

Meiner Meinung nach ist unser Beruf einer der Schönsten, den wir wählen konnten.

Gerade für Berufsanfänger birgt er aber auch so einige Fallstricke, in die der gemeine Gutmensch nur allzu gerne hinein gerät.

Jeder von uns hat die Beispiele auf Station erlebt: die Assistenzärztin, die schon morgens bei Visite weinend zusammenbricht, weil sie sich völlig überfordert fühlt.

Der chirurgische Assistenzarzt, der im ersten halben Jahr zum Kettenraucher geworden ist. Dessen Gesichtsfarbe sich außerdem vom Wandputz nicht mehr unterscheiden lässt, weil er bei Tageslicht nicht draußen ist.

Gutmenschentum ist etwas Schönes und Ehrenvolles, immer dabei zu berücksichtigen ist jedoch, dass ein kranker Helfer ein schlechter Helfer ist.

Wenn ihr jetzt schon wisst, dass ihr euch über verfallende Überstunden ärgern würdet, sucht euch ein Krankenhaus mit einer guten Zeiterfassung!

Sind euch Freunde und Familie wichtiger als Forschung? Dann lasst euch nicht zum Sklaven machen, nur weil euer Pflichtgefühl zu sagen versucht, ihr müsstet den Chef bei seiner Habilitation unterstützen.

Und im Gegenzug: habt ihr einen tollen, spannenden Kongress ausfindig gemacht, pocht auf eure Fortbildungstage und eure Weiterbildung.

Versteht mich nicht falsch, ich rede nicht von Egoismus um jeden Preis. Sondern ich rede davon, dass uns bewusst sein muss, dass wir Gestaltungsfreiräume haben, was unsere Zukunft und die Zukunft unseres Berufes angeht.

Und dass wir uns selbst und unseren Patienten gegenüber verpflichtet sind, diese Gestaltungsmöglichkeiten zu nutzen, damit wir nicht in 3 Jahren auf Station stehen und uns denken „Komisch! Das hatte ich mir irgendwie völlig anders vorgestellt!“. Und uns auf dem Heimweg überlegen, dass Schweden eigentlich auch ein ganz schönes Land ist.

Denn den allermeisten von uns unterstelle ich, dass sie am liebsten hier in Deutschland arbeiten würden – also sollten wir anfangen, uns die passenden Bedingungen zu schaffen.

Damit wir die nächsten 30-40 Jahre erfüllt und glücklich verbringen, und uns jeden Tag aufs Neue darüber freuen, was für einen tollen Beruf wir gelernt haben.

Ich wünsche uns, dass wir möglichst viele dieser Fallstricke erfolgreich umgehen.

Ich wünsche uns, dass wir in 5, 15 und auch in 35 Jahren zurückblicken und sagen „Ja, ich bin glücklich mit meinem Beruf!“

Und zuletzt wünsche ich uns allen heute einen schönen Abschluss und bald einen guten Neubeginn.

Danke

Wir möchten uns bedanken:

Bei der Johann Wolfgang Goethe-Universität und dem Fachbereich Medizin, ohne sie könnten wir heute hier keine Urkunden entgegen nehmen.

Wir bedanken uns bei all jenen Dozentinnen und Dozenten, die sich vor der Vorlesungen informiert haben, welches Semester sie (gleich) unterrichten würden. Bei den Dozenten, die spannende Vorlesungen gehalten haben, die uns mitgenommen haben, die sich angestrengt haben, gerade, wenn der Stoff, den sie vermitteln sollten, trocken und langweilig gewesen ist. Bei den Dozenten, die sich auch gegen ihre Vorgesetzten und Kollegen durchgesetzt haben, die ihnen nahe legten sich doch mit Wichtigerem als Lehre zu befassen. - Die fehlende Wertschätzung für die Kollegen, die in der Lehre engagieren, war und ist leider Normalität. - All denen, die trotzdem gute Lehre machen, gilt unser Respekt. Dass mehr von solchen Leuten gebraucht werden, sieht man an den Ergebnissen der letzten Examina.

Wir bedanken uns bei den Assistenzärztinnen und Assistenzärzten, die sich neben ihrer klinischen Tätigkeit Zeit für uns Blockpraktikanten, Famulanten und PJler genommen haben. Die unseretwegen noch eine Überstunden mehr gearbeitet haben – meistens unbezahlt.

Unser größter Dank geht an jene, die an uns geglaubt haben. An unsere Eltern, Freunde, Partner, die uns motiviert haben und uns in Zeiten ewigen Lernens oder nach Rückschlägen aufgebaut haben. An die, die uns das Studium auch finanziell ermöglicht haben.

Der heutige Festtag ist zu großen Teilen auch euer Verdienst!

Vielen Dank.

(Beate Müller und Hendrik Ohlenburg, Juli 2011)